

HANSER

Ilija Trojanow

Der entfesselte Globus

Reportagen

ISBN-10: 3-446-23030-0

ISBN-13: 978-3-446-23030-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-23030-9>
sowie im Buchhandel.

Szenen aus der Savanne der Jugend

Nairobi 1981-1984

Lavington Green. Passion Fruit. Riverside Drive. Pineapple. Westlands. Mango. Der Morgen kalt auf hoher Ebene. Spring Valley. Neben der Tankstelle aufgereiht orangefarbene Kleinbusse der Firma *Private Safaris*. Der letzte Anstieg. Die Mädchen aus der ersten, aus der zweiten, aus der dritten Klasse, herausgeputzt, eingetüllt, *maridadi*, im vorderen Teil des Busses, knappe Blicke hinaus auf die Barfüßigen. Die letzte Kreuzung: Rechts hinab zu den Vereinten Nationen, UNEP, links hinauf nach Little Germany. Vor uns Kaffeeplantagen. Lauter VW-Busse auf dem Parkplatz. Ist Mount Kenya heute zu sehen? Von den Stufen, die zum Innenhof hinaufführen, ist an klaren Tagen der Sitz eines anderen Gottes auszumachen. Das beeindruckt die Neuen. Weimarer Republik bei fünfzehn Grad. Homo Faber bei zwanzig Grad. Zur ersten Pause bricht die Sonne durch die Wolken. Der Kiosk, geradezu versteckt im hintersten Winkel. Cadbury oder Fudge? Evolution bei fünfundzwanzig Grad. *Sur le quai d'Amsterdam* bei dreißig Grad. Zur zweiten Pause schilt uns die Sonne, und wir starren an ihr vorbei. Basketball oder Rauchen? Sportsman oder Embassy? Eine Doppelstunde Logarithmen. Draußen zieht der Tag vorbei wie zäher Honig. Die Tage verschmieren. Irgendwann stürmt der Geographielehrer in den Klassenraum. Er scheint aufgeregt zu sein. Ob wir wüßten, wo die Etsch liege. Wir wissen es nicht. Ob irgendeiner von uns die deutsche Nationalhymne kenne. Keiner von uns. Eine Schande sei dies, jawohl. Das ist keine Frage mehr. Maski, die äthiopische Schönheit in unserer Klasse, kontert, dafür kenne sie die kenianische Hymne. Schließlich leben wir in Kenia und nicht in

Deutschland, fügt Elly hinzu, halb Ghanaerin, halb Engländerin und schon ganz Frau. Ich bin Österreicherin, sagt Susi. Ich bin Engländerin, denkt sich Natasha. Wozu braucht man eine Hymne, fragt gelangweilt Stephan, seines Zeichens *Kenya Cowboy*, aufgewachsen am Bamburi Beach, erzogen im Internat in Kileleshwa, wo er jeden Tag mit *Cocain Around My Brain* und 50 Liegestützen beginnt. Der Lehrer läuft rot an, er schreit. Er scheint der festen Überzeugung zu sein, unser Lebensglück hänge von der Kenntnis der deutschen Hymne ab. Wir sollen sie unbedingt und sofort lernen. Wir weigern uns. Maski stimmt die kenianische Hymne an, auf Kisuaheli. Etwa die Hälfte der Klasse singt mit. Der Lehrer verläßt wütend den Raum. Dem Nationalismus sind die allerletzten Argumente ausgegangen.

Heimfahrt. Nairobi riecht nach Jacaranda-Blüten. Der Baum, der in der Trockenheit erblüht. Die Stadt, die an den Fenstern vorbeirast, hat wenig Ähnlichkeit mit der Stadt des frühen Morgens. Bougeainvillea-Büsche wuchern farbprächtig. Die Hausaufgaben liegen im Ranzen wie Blei. Akazien, breit gefächert. Der Busfahrer, Mr Shah, stets grimmig und grollend, ein Mensch, der Türen öffnet und schließt und die leichteste Andeutung von Unfug lauthals erstickt, der manchmal flucht, wenn ihm ein Landrover den Weg abschneidet, und der nur aus seiner Funktion zu bestehen scheint, bis zu jenem Tag spät im August, als ein Staatsstreich versucht wurde und im Radio Marschmusik lief, als geschossen wurde in der Innenstadt und am Flughafen, als in Vierteln, die wir nie besuchten, Grauenhaftes geschah, als die Menschen, die wir Banyanis nannten, ausgeplündert und ihre Frauen vergewaltigt wurden. Seit jenem Tag im August fluchte und schimpfte Mr Shah nicht mehr, er verstummte hinter seinem Lenkrad, es wurde gemunkelt, er habe seinen Sohn oder gar seine ganze Familie verloren, aber wir trauten uns nicht, ihn darauf anzusprechen. Beim Heranwachsen war die Idylle ein Firnis, der jederzeit aufreißen konnte.

Ayah. Karen. Koch. Langata. Askari. Huntington. Shamba

boy. Das Mittagessen. Die Frische des Morgens ist verflogen, so als würde zu Mittag nur mit getrockneten Kräutern gewürzt werden. Kaum ist der Nachtschiff verdrückt, kommt die leidige Frage nach dem Transport auf. Welche Mutter bringt hin, welche Mutter holt ab? Zum Tennis. Zum Swimmingpool. Zum Kino. Zur Trattoria. Unsere Emanzipation trägt einen klangvollen Namen: Matatu. Zuerst unerlaubt, dann mit zähneknirschender Zustimmung der Eltern. Matatufahrten sind – für manche von uns – die seltenen Abenteuer einer heckenbewehrten Jugend. Eingequetscht zwischen ausladenden Mamas und den Tout (Kundenanreißer, übersetzt der Duden Oxford) im Ohr, wie er schreit: Twende ... haraka ... twende. Aus den Boxen schepert Reggae und Lingala. Schuldisco. Busfahrten extra organisiert von der Schule. Und eines Tages das erste Konzert von CIA. Wer erinnert sich noch an CIA, die Schulband? Die ein zweites Mal auftritt, bei dem Oktoberfest auf dem Rasen des deutschen katholischen Pfarrers, dort, wo heute die deutsche Botschaft ein vermeintlich bombensicheres Areal hingebaut hat, und unser Sänger, der einzige Kenianer in der Band, einfach nicht erscheint und wir verständnislos enttäuscht sind, auch weil er uns keine versöhnliche Erklärung bietet, bis mir Jahrzehnte später klar wird, wie er sich gefürchtet haben muß vor einem Auftritt in diesem Ghetto mit den Bratwürsten und dem Bier und den vielen gaffenden weißen Gesichtern, die in seinem Land leben, ohne wirklich anwesend zu sein. Und erst viele Jahre später verstehe ich, wie viel mehr Begegnung möglich gewesen wäre, wie viel mehr Kenia ich in mir tragen könnte, wenn Eltern und Lehrer uns weniger abgeschottet hätten.

Lavington Green. Papaya. Riverside Drive. Guava. Westlands. Banane. Gewachsen, gewachsen, immer weiter gewachsen. Die VW-Busse vor der Schule sind vollgepackt mit allem, was man zum Camping im Busch benötigt. Es ist also Freitag. Am Ende der sechsten Stunde, in einer erstaunlichen Umkehrung des Üblichen, stürmen – kaum schellt es – die Lehrer aus

den Zimmern und hasten zu ihren Bussen. Die Safarilust treibt sie um, Wochenende um Wochenende, sie kommen ausgelaugt am Montag morgen herein und erklären uns nachsichtig, sie hätten leider keine Zeit gehabt, die Schulaufgaben zu korrigieren. Kenia ist ein schöner Posten, und später, irgendwo im magistralen Deutschland, über ein Bier gebeugt, erinnern sie sich wehmutsvoll ihrer schönsten Berufszeit. Auch dies ist bemerkenswert: Daß manche Schüler Kenia besser kennen als die Lehrer, und somit bezüglich des Landes, in denen beide leben, die Wissenden sind. Inversionen allenthalben. Und Unsicherheiten. Jomo Kenyatta und Helmut Schmidt. Harambee. Daniel arap Moi und Helmut Kohl. Kenya Juu. Tom Mboya. JJ Kariuki. Ngugi wa Tiong'o. Njonjo. Ouko. Tote über Tote, draußen vor der Hecke. Wir lernen über Faschismus, nur ist der Faschismus aus den Schulbüchern schon ein halbes Jahrhundert alt. Wir wollen über unser Land, über Kenia diskutieren. Schließlich fotokopiert der Klassenlehrer einen mutigen Leitartikel aus der Zeitung *The Standard* – der Autor sitzt schon im Gefängnis – und gibt ihn uns zum lesen. Wobei er uns beschwört, es insgeheim zu tun, mit niemandem darüber zu reden. Peace Love & Feigheit. Nyayo House, in dessen Kellern Regimegegner gefoltert werden. Kein einziges Wort darüber im Unterricht. Andererseits lesen wir, auf Initiative des Englischlehrers, einen kenianischen Autor, Meja Mwangi: *Going Down River Road*. Eine Offenbarung. Es gibt ein Leben, das weit über Runda Estate, Parklands Club, Wilson Airport und Diani Beach hinausreicht. Stephan, der *Kenya Cowboy*, schlägt vor, wir sollten selber in die verkommene River Road gehen. Um *Changaa* zu trinken, das Gebräu für die billigsten Sehnsüchte. In einer der Kaschemmen. Wir nehmen es uns monatelang vor. Was reden wir nicht darüber. Bis wir in der Zeitung lesen, ein Dutzend Menschen seien erblindet, nachdem sie selbstgebrautes Changaa getrunken haben. Der Plan stirbt, wie auch der Plan, an der East African Safari Rallye teilzunehmen. Waldegaard. Joginder Singh, The Flying Sikh. Mehta Mehta Mehta.

Bock. Faust. Doppelbock. Kommando Bimberle. Der Zug nach Mombasa, abends um fünf und um sieben. Giraffen. Höhlenwanderungen am Mt. Suswa. Gnus. Die steinige Leere am Turkana-See. Gerenuks. Klassenfahrten sind umstrittene, heftig umkämpfte Aufbrüche. Der Lehrer M., der mit uns durch die Chulu Hills wandern will, mit Masai als Begleitung und Ziegen als Proviant, ein Vorhaben, das an einigen Mädchen scheitert, die es sich nicht vorstellen können, Tiere zu schlachten, zu denen sie eine persönliche Beziehung aufgebaut haben, und an einigen Eltern, die es sich nicht vorstellen können, ihre Kinder in die Obhut von Wilden zu geben. Wir fahren statt dessen in den Norden. In eine Dürre hinein. Unser Entsetzen über die ausgemergelten Gestalten, die uns so verzweifelt anbetteln, als hinge ihr Leben davon ab. Die unvergeßliche Trauer von ausgetrockneten Flüssen. Im Jahr darauf bricht unser Bus im Schlamm des Mt.-Elgon-Nationalparks zusammen. Johannes der Wiener macht sich auf zum einen Parktor, ich zum anderen. Wenn es dunkelt, rufen die Geräusche des Busches alle Ängste zusammen. Paviane und Vögel, die stimmlich aufschneiden. Dann endlich der Aufstieg zum Mount Kenia. Die Erschaffung der Welt zum Sonnenaufgang vom Point Lenana aus. Büffel. Die zerbrochenen Farben auf dem Lake Magadi. Oryxe. Die Migration im Masai Mara. Zebras. Die Absturzstelle am Ngorongoro-Krater. Die häßliche Collage eines hübschen jungen Mannes an der Fassade der Michael-Grzimek-Schule. Kein Heiligenkult. Nie wird uns erklärt, wer Namensgeber unserer Schule gewesen ist. Wir finden es selber heraus: Frankfurter Zoologische Gesellschaft, Tiere Tiere Tiere, Zählungen, und Einheimische, die deswegen das Paradies verlassen mußten. Safari, ursprünglich eine Reise des Menschen, in Ostafrika: seine Reise zu den Tieren.

Als wir Kenia verlassen müssen, heulen wir am Jomo-Kenyatta-Airport, weinen während des gesamten Fluges und verbringen die ersten Jahre in Kaltland in Gedanken an eine baldige Rückkehr. Wir feiern Retro-Parties in Bad Honnef und Wolfrats-

hausen, *Jambo Jambo Bwana, Malaika* und immer wieder *Cocain*. Aber Spliffs sind in Kaltland schwer zu besorgen. Wir leiden eine Weile, dann finden wir uns zurecht. Wir sind gewappnet für die globale Welt, denn was von der Schulzeit bleibt, ist gelebte Vielfalt. Das Aufwachsen in mehreren Sprachen. Die selbstverständliche Existenz des Anderen. Der umgekehrte Blick auf vermeintliche Wahrheiten. Die Erfahrung, daß man mehrere Heimata (>Plural selten<, sagt Brockhaus Wahrig) und eine dynamische Identität besitzen kann. Wir haben uns zurechtgefunden. Trotz der Unkenrufe manch eines Lehrers, das Niveau in Kenia sei dem Niveau in Deutschland unterlegen, sind die meisten von uns heute überdurchschnittlich erfolgreich. Ein weiter Horizont und eine kulturelle Kompetenz sind halt nützlicher als das Beherrschen der Differentialrechnung. Da, wo sich die Deutschen Auslandsschulen dem Land und dem Kontinent, in dem sie sich befinden, öffnen, wo sie das Ghetto verlassen und eine kulturelle Dynamik ermöglichen, die von Fluß zu Zusammenflüssen führt, da sind sie großartig. Doch dort, wo sie nur Deutschland importieren und unter die Schüler verteilen wie einst Lufthansa alljährlich seinen Weihnachtsstollen, da sind sie so wirkungsarm wie ein altes Schulbuch, das man nie wieder aufschlagen wird.

Neulich saßen wir zusammen in Los Angeles. Sechs Erwachsene, die Hälfte einer Klasse, die 1984 das Abitur abgelegt hat. Zwei Deutsch-Türkinnen, eine Äthiopierin, eine Anglo-Ghanaerin, ein Deutsch-Amerikaner und ein Deutsch-Bulgare. Es war ein unwirklicher Abend, so unwirklich wie jeder Abend am Rodeo Drive. Wir redeten uns die Erinnerungen warm, auf Deutsch, auf Englisch, und eingeworfen einige kenianische Wörter, die man nicht übersetzen und nicht ersetzen kann, Wörter wie *atere* und *pole sana, squashed banana*. Wir feierten das Unvergängliche. Eine Frau trat an unseren Tisch, eine *marketing executive* von Omega, und fragte uns, woher wir denn kämen. Wir lachten auf. Eine schwierige Frage, erwiderten wir, die Antwort wäre abendfüllend. Was für eine seltsame Sprache wir sprächen.

Ein Gemisch, antworteten wir. Woher wir uns denn kennen würden. Aus der deutschen Schule in Nairobi, erklärten wir im Chor. Wir sahen uns an und schmunzelten, ein wenig überrascht von dem jubelnden Ton. Es hatte fast patriotisch geklungen. Wir prosteten uns zu und stürzten uns wieder ins tiefe Becken der Erinnerung.

Oscar in Afrika

Nairobi 1982

»Haben Sie schon einmal eine Tribüne von hinten gesehen? Alle Menschen sollte man – nur um einen Vorschlag zu machen – mit der Hinteransicht einer Tribüne vertraut machen, bevor man sie vor Tribünen versammelt. Wer jemals eine Tribüne von hinten anschaute, recht anschaute, wird von Stund an gezeichnet und somit gegen jegliche Zauberei, die in dieser oder jener Form auf Tribünen zelebriert wird, gefeit sein. Ähnliches kann man von den Hinteransichten kirchlicher Altäre sagen; doch das steht auf einem anderen Blatt.«

Günter Grass, *Die Blechtrommel*

Von den vielen ungewöhnlichen, unerwarteten Begegnungen meines Lebens war keine so unvergeßlich wie jene mit Oscar, an einem Sonntag, der sich müde über die sonnige Schwelle unseres Häuschens gelegt hatte. Ich war es gewohnt, sonntags gegen 10.30 einen reinlichen Gesang zu vernehmen, der den Hügel gegenüber unserem Grundstück hinabfloß, und wenn ich meinen Kopf zur Tür herausstreckte, erblickte ich stets eine Kompanie weißgekleideter Damenschafften, zugeknöpft bis oben hin, ihre Schatten im schiefen Gleichschritt, sechs in einer Reihe und sechs Reihen. Jeden Sonntag staunte ich über diese gleichmäßigen Schatten, die alle paar hundert Meter mit dem Gesang stehenblieben, worauf die Kompanie schwankte, bevor der Gesang erneut aufbrauste und das Gleichmaß sich wieder in Bewegung setzte – die Heilsarmee, auf dem Weg zu ihrer allwöchentlichen Versammlung. Doch an diesem besonders trägen Sonntag vernahm ich, zur üblichen Uhrzeit, etwas Ungewohntes, ein Rau-

schen zunächst und dann einen schrillen Ton. Auf der Hügelkuppel stand nicht wie gewohnt die Heilsarmee, sondern ein wilder Haufen von zerzausten, zerlumpten Kreaturen, das Haar zottig, im Unsinn aller Farben gewandet, in alle Richtungen ausgefranst. Neugierig rannte ich zum offenen Tor, und zu meiner Überraschung bogen sie in unsere kleine Straße ein. Vorneweg marschierte ein Junge mit einer Trompete am Mund, sein Instrument kannte nur zwei Töne, einen waagerechten und einen senkrechten, und abgesehen von diesem zweifachen Ton, der sich nach keinem erkennbaren Morsealphabet richtete, ertönte keine der üblichen Internationalen der Frommen. Vor mir angekommen, setzte der Junge die Trompete ab, und augenblicklich stand der Haufen hinter ihm still.

Ich bin O-Scar, stellte er sich vor, so eigenwillig ausgesprochen, als wäre das O am Anfang ein Ausdruck der Verwunderung über die eigene Existenz, und der Rest seines Namens der Versuch, diese zu verwinden. Aber sein Name war nicht das Bemerkenswerteste an diesem Trompeter. Seine Hautfarbe war nämlich bleich, seine Gesichtszüge jedoch afrikanisch.

– Sind Sie ein Albino? fragte ich.

– O nein, mein Bester, Sie sollten sich nicht so bereitwillig auf Ihre Beobachtungskunst verlassen. Ich bin ein Farbverweigerer.

– Sie sind absichtlich so ... hm ... blaß ums Gesicht?

– Ich habe mich darauf kapriziert. Wissen Sie nicht, auch die schwarzen Babys kommen hellhäutig zur Welt, das sieht man unseren Handflächen an – er unterbrach seine Rede, um einen Ton hinauszuträllern, worauf der ganze Haufen die Handflächen in die Höhe hob und mit imaginären Kastagnetten klapperte –, doch ich beschloß kurz nach meiner Ankunft hierortens bei diesem Unfug nicht mitzumachen ...

– Welcher Unfug?

– Die Unterscheidung zwischen weiß und schwarz. Überflüssige Angelegenheit, finden Sie nicht auch, da kann man doch mal trotzig werden.

– Und was machen Sie jetzt, wo ziehen Sie hin?
– Nicht hin, nur umher, wir pfeifen auf falsche Ordnung, wir stellen alles auf den Kopf.

– Was soll das heißen?

– Das werden Sie gleich sehen.

Und er schmunzelte mich an wie jemand, der genau über das Schicksal Bescheid weiß. Dann zog er etwas aus seinem Hosensackerl und leckte daran, bevor er es mir entgegenstreckte.

– Was ist das denn?

– Gelbwurzel.

Nun sprach eine gelbe Zunge zwischen eingegelbten Zähnen.

– Sie müssen verstehen, die Farbe der Lust ist gelb.

– Lust ist doch keine Sünde, unterbrach ich ihn.

– Auch Tugenden besitzen Farben, widersprach er und gab mir sein breitestes gelbes Lächeln.

– Ich weiß nicht so recht.

– Sie müssen noch so viel lernen, mein Bester. Auf ein Nächstes!

Völlig unvermittelt drehte er sich um und blies wieder einen Ton und dann den nächsten, der Haufen setzte sich neuerlich in Bewegung und war keinen Steinwurf entfernt, da schluchzte es ein »Halleluja«, nicht stimmlich hinausposaunt, wie ich es von der Heilsarmee gewohnt war, mitnichten, dieses Halleluja war aspiriert, eine behauchte Lobpreisung, ein Lüftchen, das dem Ausatmen folgt, und es kam offenhörig aus dem Schattenreich der Geräusche, und es öffnete alles, was ihm im Wege stand, alles, was sich ihm verschloß. Aber das begriff ich erst später am Tage, als meine Mutter weder das Tor verschließen konnte noch irgendeine der Türen, auch nicht die Bar, die stets niet- und nagelfest gehalten wurde, weil die Dienstboten dem Tonic nach dem Gin trachteten, und an der Kreuzung nebenan sprang die Ampel nicht mehr auf Rot, und die Läden im Lavington Green Shopping Center ließen sich nicht mehr vergittern, und die indischen Händler mußten in ihren Kolonialwarenhöhlen

ausharren, Unmengen Mukhwas kauend, so daß am nächsten Morgen nicht nur ihre Läden, sondern auch der Parkplatz davor und das Rugbyfeld der anliegenden Schule vom Anisgeruch durchfüttert waren, und mir wurde klar: wo O-scar einmal gefistelt hatte, da schloß sich nichts mehr, da kam nichts mehr zum Abschluß.

Am nächsten Sonntag nahm mich O-scar mit ins Stadion. Auf zum Uhuru Stadium, sagte er knapp, dort tritt einer auf, dem das Predigen gelegt werden muß.

Zu meiner Überraschung erwies sich der Prediger als ein Deutscher, ein Mann namens Bonnke, der auf den Plakaten vor dem Stadion das siegesgewisse Lächeln eines Dompteurs an den Tag legte. Ich weiß nicht mehr, wie es ihm gelang, aber Oscar schleuste mich auf die Pressetribüne, wo ich mir Mühe gab, wie der eifrige Reporter einer Schülerzeitung zu wirken. Neben mir saß ein Mitarbeiter der Zeitung *Der Wunderheiler*, so vermutete ich, denn er hatte eine vorgedruckte Tabelle vor sich ausgebreitet. Offensichtlich war ihm die Verantwortung übertragen worden, die Wunder zu protokollieren. Da waren Spalten für Lahme, die zum Laufen, Stumme, die zum Sprechen, Blinde, die zum Sehen und Taube, die zum Hören gebracht wurden, vier horizontale Spalten, und querbeet wurden ortsabhängig die Leistungen von Bonnke notiert, insgesamt 27 Geheilte in Lusaka, 32 in Lilongwe und nur 17 – ein bescheidener Tag – in Dar-es-Salaam. Die Veranstaltung hatte wohl schon vor einiger Zeit begonnen, denn auch die Kästchen für Nairobi verzeichneten schon einige Striche. Die Stimme des Predigers schallte durch das Rund, er selbst war aber kaum zu sehen. Er stimmte gerade ein Hymne an, da hörte ich einen Ton, der durch Wahn und Glaube drang, einen mir inzwischen wohlvertrauten Ton, der in die Lautsprecheranlage kroch und pfeifend herausschnellte, so grell, daß dem Protokollführer neben mir der Griffel aus der Hand fiel. Alle um mich herum drückten ihre Handflächen gegen die Ohren, und als sie erkannten, wie schutzlos sie gegen den Oscar-Ton waren,

sprangen sie auf und hetzten zu den Ausgängen, wie auch die Sänger auf der Bühne auseinanderspritzten, wobei ihre purpurnen Talare im Wechselwind des Chaos hinterherflatterten. Und das letzte, was ich sah, bevor auch ich Zuflucht suchte vor dem waagerechten und dem senkrechten Pfiff, der inzwischen wirbelnd das ganze Stadion erfaßt hatte, war das Niedersinken des Wunderheilers.

Am nächsten Tag stand in der Zeitung *The Daily Nation* zu lesen, der verehrte Pastor Bonnke, Heiler der Verzweifelten, sei schwer erkrankt, ein mysteriöser Anfall, der ihn nicht nur gelähmt, sondern ihm auch Sprache, Sicht und Gehör geraubt habe. Seitdem, wann immer ich verzweifele an den ungerechten Merkwürdigkeiten des Lebens, entsinne ich mich des zweifachen Trompetentons, der alles auf den Kopf stellen kann, und horche fest hinaus, in der Hoffnung, daß er noch nicht aus der Welt entklungen ist.

Eine Antonow über dem Niger

Guinea. Frühjahr 1994

Als ich den Niger kennenlernte, war er so klein wie eine eingegrabene Steppenschlange und ich so verängstigt wie ein Zivilist in einer ausgemusterten Militärmaschine. Tausend Meter über dem Fluß führte mich Nikolai Goworitsch in die Sprachen Westafrikas ein, an Bord einer Antonow, die den russischen Afghanistankrieg überlebt hatte, um nun Beamte, Händler, Entwicklungshelfer und Menschen wie mich durch Guinea zu fliegen. Nikolai entnahm seiner Hemdtasche ein abgegriffenes Papier, das sich als zigfach zusammengefaltet erwies: sein Notizbuch, an den Falten eingerissen, an den Ecken zerfranst, zu drehen, zu wenden und aufzuklappen, bis die gesuchte Sprache, wozu auch immer benötigt, gefunden wurde. Die Miniaturschrift des Flugingenieurs verzeichnete links von der Mitte das Einmaleins der Höflichkeit auf Russisch – *zdrastwuite, spasiba, dosvidanije* – und rechts von dem linealgeraden Mittelstrich die Entsprechung auf Bambara, Wolof, Malinke, Kissi, Fula und Soussou. Das Mondgesicht lächelte mich an.

– Mit einigen Worten kannst du lange Gespräche führen. Auf Bambara. *Antjie*. Merk dir das, wird dir nützlich sein, *antjie*. Mal auf der ersten, mal auf der zweiten Silbe betonen. Dazu lächeln und mit dem Kopf nicken.

Er faltete die Seiten so auseinander und wieder zusammen, daß sich eine leere Seite zeigte. Für eine neue Sprache schien immer Platz zu sein. Er zog einen Strich, und auch dieser Strich geriet – angesichts der wackelnden Antonow wundersam – gerade.

– Und nun ... Deutsch!

– Aber das ist doch keine westafrikanische Sprache?
– Macht nichts, macht gar nichts. Ich sammle alle Sprachen.
Wieder faltete er auf und um und präsentierte mir weitere, unvermutete Schätze: Griechisch, Arabisch, Ungarisch und Dänisch.

– Los geht's. Wir sind gleich in Siguiri.

Wir fingen an.

Guten Tag.

Wie geht es Ihnen.

Gut, danke.

Wohin fahren Sie?

Gesundheit!

Zwanzig Worte und Phrasen später erreichten wir ›Auf Wiedersehen‹. Nikolai steckte seine internationale Sprachfibel wieder ein.

– Harascho.

Kaum waren wir in Siguiri gelandet und die Antonow mitten auf dem Rollfeld zum Stehen gekommen, eilten die Russen hinaus, um Larry zu begrüßen, einen kanadischen Missionar, der in dem islamischen Norden des Landes seit vier Jahren unverzagt seinen Dienst tat. Larry war unter den Weißen in Guinea eine legendäre Figur, denn bevor er nach Siguiri abkommandiert wurde, hatte er sechs Jahre lang in Kankan gewirkt, in der moslemischen Hochburg des Landes, im Schatten der islamischen Universität. Wie die meisten Missionare, die mir über die Jahre in Afrika begegnet sind, hält er die Fremden, die er immer weiterziehen sieht, mit einer gütigen Ausstrahlung auf Distanz.

Auf dem Rollfeld war es fast unerträglich heiß, aber Sarah, Larrys Tochter, strahlte vor Glück – die Russen hatten ihr einen Hasen mitgebracht.

– Zajek.

Nikolai hatte den Hasen unter den Vorderbeinen gepackt, als wollte er ihn impfen.

– Rabbit, sagte Larry zu seiner Tochter, und zu mir: Nice to meet you.

– Rabiet? wiederholte Nikolai, und ich wartete auf den Griff an seine Hemdtasche.

– A beautiful white rabbit. Was macht Conakry?

Larry erhielt murrende Antwort. Sarah zupfte ungeduldig an seiner Hose, wollte wissen, wie sie den Hasen nennen sollte.

Hi Sergej, Nikolai, Dimitri. Larrys Frau kam über die Landebahn gelaufen, zwischen ihren Armen ein großer Korb. Nachdem sie jeden der Russen umarmt hatte, griff sie in den Korb und holte runde Brote heraus, deren frischgebackener Duft sich über den staubigen Geruch des Harmattan legte. Auf der anderen Seite des Flugzeugs, vor dem Flughafengebäude, lehnte ein einsamer Korb voller Baguettes an einer hüfthohen Absperrung, die Brote ordentlich und aufrecht aneinandergereiht, als wären sie französische Soldaten, die der Kolonialismus zurückgelassen hat. Über die Laderampe im offenen Hinterteil der Maschine wurden Säcke ausgeladen. Die Russen betrachteten das Treiben und die Hektik um sie herum mit stoischer Ruhe, als hätten sie jeden Anspruch darauf, eigene Vorstellungen durchzusetzen, längst aufgegeben.

– Es ist hart, wir versuchen die Stellung zu halten, erklärte mir Larry sparsam.

Nikolai versuchte derweil Sarah zu erklären, daß der Hase Schatten brauchte. Sie streichelte sein Fell.

– Ich hab einen Namen: Ich werde ihn Heinz nennen.

– Heinz? Nennt ihr so eure Hasen in Kanada?

Der Kopilot zog eine Augenbraue belustigt in die Höhe.

Die schwereren Säcke erforderten die kräftige Mithilfe einiger Passagiere. Nikolai und ich schlenderten zur Laderampe und betrachteten das Schwitzen. Nikolai schüttelte den Kopf.

– Schon wieder überladen. Das Flugzeug ist ständig überladen. Neulich warteten in Siguirí 21 Passagiere, jeder mit einem Ticket, aber wir hatten nur acht freie Plätze. Was sollten wir tun?

Jeder von ihnen hatte einen triftigen Grund, mitfliegen zu müssen. Wir haben alle mitgenommen. Wer keinen Platz bekam, saß auf dem Gang.

Dimitri, der Pilot, folgte weiterhin dem Lauf des Niger, der durch flaches, trockenes Land schlich. Gelegentlich tauchte der Schatten der Antonow ins braune Wasser. Siedlungen waren selten zu sehen, die wenigen Gruppen von dreißig, vierzig Behausungen – mit Kornspeichern, die wie bewohnte Champignons aussahen – waren durch keine Piste mit der Außenwelt verbunden.

– Weißt du, wie wir ihn nennen?

– Wen?

– Den Fluß?

– Nein.

– Oblomow. So behäbig fließt er dahin, als wolle er nicht vorankommen. Keine Energie. Noch drei Monate, dann geht's endlich wieder nach Alma Ata zurück. Hier ist es nicht auszuhalten, zu heiß, viel zu heiß. Und immer fliegen, sechsmal die Woche, jeden Tag, immer fliegen, überall landen.

– Mnogo rabota, knurrte der Kopilot hinter seiner Sonnenbrille und seinem Buch, das er bislang regungslos studiert hatte.

– You sure speak English?

Er stand auf, schubste mich in seinen Sitz hinein, stülpte mir den Kopfhörer über und drückte mir ein Russisch-Englisch-Wörterbuch flugtechnischer Begriffe in die Hand. Einer seiner Finger, ringverziert wie alle anderen, deutete auf eines der Wörter. Das sollte ich aussprechen. Ich gab mir Mühe, er sprach es konzentriert nach.

Kankan. Ich hörte die Stewardess schreien. Dann sah ich den weißhaarigen Herrn mit offenem Mund, zusammengesunken in seinem Stuhl. Die Russen eilten aus dem Cockpit heraus. Dimitri fühlte den Puls des Mannes.

– Smert.

– Schwaches Herz.

Was tun? Die Leiche wurde nach draußen getragen und unter die rechte Tragfläche gelegt. Auch in Kankan war es heiß, so heiß, daß ich nach wenigen Minuten dem Toten sein schattiges Plätzchen neidete. Eine ausgiebige Diskussion entfaltete sich, Arme sprangen aus den weiten Ärmeln der Boubous, Stimmen flammten auf und erloschen so schnell wie die einheimischen Streichhölzer. Die Besatzung stand still daneben, während alle Passagiere, die Angestellten des Flughafens Kankan, ein Baguettehändler und ein Taxifahrer ihre Stimme erhoben. Der Weiterflug verzögerte sich. Die Situation gestaltete sich nicht einfach, denn der Mann war nach Kissidougou unterwegs. Er stammte von dort. Wer sollte sich in Kankan um ihn kümmern?

– Er hat doch ein Billet nach Kissidougou gelöst? fragte jemand.

So war es.

– Also hat er ein Anrecht darauf, nach Kissidougou gebracht zu werden, ob lebendig oder tot.

Allgemeine Zustimmung. Die Menge wußte eine gute Lösung auf Anhieb zu erkennen. Schnell wurde eingeladen, den neuen Passagieren der Platz zugeteilt und die Leiche zwischen den Säcken im Lagerraum gebettet.

– Wir sind gleich in Kissidougou.

Nikolai hielt kurz neben meinem Sitz.

– Merkst du, wie sanft Dimitri fliegt, seit wir einen Toten an Bord haben? Das ist wahre Pietät.

Er bekreuzigte sich.

Der Abschied war herzlich; immerhin kannten wir uns schon fünf Stunden. Um uns herum heulten die klagenden Verwandten, und auf der anderen Seite des Flugzeugs schimpften Passagiere auf einen Polizisten, der beschlossen hatte, ausgiebig zu kontrollieren, Sekou Touré weiß warum.

– Komm uns besuchen, wenn du wieder in Conakry bist.

- Wo find ich euch?
- Frag einfach nach den russischen Piloten am Flughafen.
- Das reicht?
- Ja ja, da kennt uns jeder.

Bombay Revisited

Bombay. Juni 2006

Es war ein schlimmer Monsun dieses Jahr. Zuerst regnete es einen Tag und eine Nacht lang, bis das Wasser nicht mehr abfließen konnte und derweil die Meeresflut anstieg auf den höchsten Pegelstand seit langem. Bombay wurde von oben und von unten überschwemmt, das Wasser sammelte sich in den Flächen, die dem Meer entrissen worden sind, in den Senken zwischen den Erhebungen, in den einstigen Lagunen zwischen den sieben Inseln (Mythen sind nicht nur auf Hügeln erbaut). Das Geschäftsleben setzte einige Schläge aus, Straßen wurden zu Kanälen, hunderttausende von Angestellten wateten knietief in Trübsal nach Hause, weil die Eisenbahnen, die das kommerzielle Herz im Süden mit dem Rest der Stadt verbinden, ausfallen, wenn die Gleise mehr als zwölf Zentimeter unter Wasser liegen. Jede überschwemmte Stadt ist ein unvergeßlicher Anblick – Bombay unter Wasser ist wie von einem Hieronymus Bosch auf Acid gemalt. Die Tempel schließen ihre Tore, um den gurgelnden Gebeten zu entkommen, Erdbeben begraben Hütten und Werkstätten, Unglückselige werden von offenen Gullys verschlungen; auf den Dächern der Taxis hocken gestrandete Fahrer und starren in die dunklen Fluten wie kurzsichtige Reiher.

Bombay hatte kaum Zeit, sich von der Sintflut zu erholen, da verbreitete sich die Nachricht, am Stadtrand protestierten wütende Moslems, weil eine Chowki (kleine Station) der Polizei auf einem ihrer Friedhöfe erbaut werden sollte. Die Polizisten schossen in die Menge und trafen zwei Männer tödlich. Am Abend desselben Tages, etwa um 9.30 Uhr, rutschte das Motorrad zweier Polizisten auf nasser Straße aus, und ein aufgebrach-

ter Mob bewarf die Polizisten mit Steinen und stach auf sie ein, bis sie tot waren. Die Polizei behauptete, kriminelle Kräfte wehrten sich gegen eine stärkere Präsenz der Ordnungshüter, moslemische Organisationen monierten, daß die Behörden ihr Anliegen nicht angehört und keine einvernehmliche Lösung angestrebt hätten. Drei Tage später besudelten Unbekannte das Denkmal der verstorbenen Ehefrau von Bal Thakeray, verschmierten ihr Gesicht mit Schlamm. Der beleidigte Witwer, ein ehemaliger Karikaturist, ein Meister der Überzeichnung also, der selbst überlebensgroß auftritt als Mann des Volkes im Überwurf des historischen Auftrags, die Hindu-Nation zu retten, ließ seinen *goondas* freien Lauf. Die Handlanger der Shiv Sena-Partei stürmten auf die Straße, zündeten Fahrzeuge an, erzwangen die Schließung aller Läden, und Bombay mußte wieder einmal stöhnend Kenntnis nehmen von dem alternden Regenten Bal Thakeray, dem die Macht zunehmend entgleitet.

Und dann, zwei Tage später – zwischen 6.24 und 6.31 am Abend – explodierten sieben Bomben innerhalb von sieben Minuten an sieben Stationen der Western Railway Line und zerfetzten die Erste-Klasse-Abteile, in denen sie gelegt worden waren, um die professionelle Elite zu treffen. Die viertausend Passagiere, die zu dieser Tageszeit in einem Nahverkehrszug zusammengepfertcht sind, taumelten auf die Gleise, zerrten mit bloßen Händen an dem grotesk verbogenen Metall der Waggonen, um die vielen Verletzten zu bergen, saßen verloren blutend auf den Bänken. Die zuständige RPF (Railway Police Force) war überfordert: sie verfügte über keine Erste-Hilfe-Kästen und wußte nicht einmal die Telefonnummern der nahe gelegenen Krankenhäuser. Es starben mehr als 200 Menschen an diesem Tag, doch was die Bewohner Bombays tiefer traf als die Trauer um ihre Mitbürger, war die Verunsicherung, ob das fragile Gleichgewicht ihrer Stadt kippen würde. Könnten solche Bombenanschläge die gewachsene Hybridität, die schier unendliche Bandbreite der Schattierungen, die Bombay in sich trägt, zermal-

men? Drei Bücher, die dieser Tage auf Deutsch erscheinen, geben Antwort auf diese Frage, indem sie Bombay möglichst umfassend einzufangen versuchen, und bemerkenswerterweise gelingt dieses vermessene Vorhaben den indischen Autoren Vikram Chandra, Suketu Mehta und Altaf Tyrewalla, auch wenn sie schließlich – sei es in sprachlicher, analytischer oder inhaltlicher Hinsicht – vor diesem Moloch doch in die Knie gehen.

*

Die Probleme, die Bombay diesen Sommer mit Wundbrand befallen haben, stehen im Mittelpunkt dieser drei Bücher, die allesamt, jedes auf seine eigene Art, einen holistischen Blick auf die Stadt richten. Ausgangspunkt ist ein neuer Kampf um Differenz, genährt von einem vermeintlichen Zwang zur Selbstbehauptung, mal rhetorisch, mal gewaltsam geführt. Die meisten Stadtbewohner sind Zuwanderer, und selbst jene, die seit einer oder mehreren Generationen hier zu Hause sind, halten enge Beziehungen zu den Orten ihrer Herkunft aufrecht. Geschaffen und geformt von den Briten, erbaut und beseelt von parsischen Schiffsbauern, Händlern aus Gujarat, Textilarbeitern aus den Dörfern Maharashtra, Dalit-Hilfsarbeitern aus dem Süden, Musikern und Lehrern aus Goa, bot Bombay seit jeher verschiedenen Menschen eine Heimat, ohne irgendeiner Gemeinschaft zu eigen zu sein. In dieser »Stadt des Goldes« gab es für jeden Menschen Platz und Auskommen. Das änderte sich, als die Stadt eine kritische Größe, eine erträgliche Dichte an Besiedelung, überschritt. Parteien wie die Shiv Sena begannen die Frage nach der Zugehörigkeit zu stellen. Die Schuldigen an der städtischen Krise waren schnell ausgemacht: Flüchtlinge aus Bangladesch und Muslime im allgemeinen. Benannt nach Shivaji, einem Fürst der Marathas aus dem 17. Jahrhundert, der aus chauvinistischer Sicht zu einem Kriegshelden mit Heiligenstatus erhöht wurde, propagierte die Shiv Sena ab den achtziger Jahren des

20. Jahrhunderts eine Politik der Ausgrenzung und etablierte sich gleichzeitig als Sozialverband, der in den ärmeren Vierteln ein Versorgungsnetzwerk aufbaute, parallel zu den fast moribunden Strukturen der Stadtverwaltung. Mit ihrer Sozialarbeit gewann die Shiv Sena die Sympathie der Slumbewohner, mit ihrer Demagogie vermittelte sie der meist hinduistischen Mittelklasse, die einen täglichen Kampf um den Erhalt ihrer kleinen Privilegien führen muß, ein neues Selbstwertgefühl. Indem sie eigene Gewerkschaften gründete, die der traditionellen, kommunistisch orientierten Arbeiterbewegung das Wasser abgruben, sicherte sie sich auch Rückhalt bei den Reichen und Einflußreichen.

Wenn Differenz angemahnt und öffentlich inszeniert wird, suchen die Ausgegrenzten nach eigenen Fluchtpunkten. Jede Seite verschanzt sich hinter Bunkern einer vermeintlich homogenen Identität und baut ihre Arsenale aus. Die Explosion ist nur noch einen Funken entfernt. Suketu Mehta läßt sein grandioses Stadtporträt folgerichtig im Dezember 1992 beginnen, als in einer kleinen nordindischen Stadt namens Ayodhya ein Mob, dem seit Monaten mit fanatischen Parolen eingeheizt wurde, die Babri-Moschee zerstörte, weil sie angeblich auf der Stelle eines besonders heiligen Ram-Tempels errichtet worden war. Innerhalb von Stunden wurde der Bau Stein um Stein entweiht, bis von ihm nichts übriggeblieben war außer einer brennenden Wunde. Der Schock unter den etwa 150 Millionen Moslems Indiens war groß und die Bereitschaft zurückzuschlagen enorm. An vielen Orten reagierten die Verantwortlichen umsichtig: die Leitung des größten Seminars des Landes in Deoband ließ die Tore der Lehranstalt für drei Tage verschließen, damit die aufgebrachten Studenten nicht in das Städtchen ziehen konnten. Doch in Bombay, gerade in dem toleranten, kosmopolitischen Bombay, geschah das Unfaßbare. Die Stadt entzündete sich, Menschen wurden vergewaltigt, gelyncht, angezündet. Die Polizei schoß – manchmal wahllos – auf jene, die sich auf die Straße

gewagt hatten. Wer wo wann mit der Gewalt begonnen hat, ist im Nachhinein schwer auszumachen. Tatsache ist, daß sich die Nachricht von der Vergewaltigung von Hindufrauen, darunter das Gerücht, ein behindertes Mädchen sei von einer »Horde von Beschnittenen« mißbraucht und dann bei lebendigem Leib verbrannt worden, die Rachegeleüste schürte. In den folgenden Wochen wurden etwa zweitausend Menschen umgebracht, die meisten von ihnen Moslems. Die Passionsgeschichte der vergewaltigten Frau ist ein zentraler Mythos in dem Hindu-Moslem-Aufrührsystem, das Indien seit Jahrzehnten plagt. Oft wird die Schmach der eigenen Frauen aus der blutigen Zeit der Teilung des Landes in Indien und Pakistan heraufbeschworen, um die heutige Gewalt zu legitimieren. Suketu Mehta ist es gelungen, einige der vor Mord nicht zurückschreckenden Aktivisten der Shiv Sena zum Sprechen zu bringen, und die unverblünten, stolzen »Geständnisse« dieser patriotischen Helden gehören zu dem entsetzlichsten, das man lesen kann.

Was auf diese Massaker folgte, wird eindrücklich in Vikram Chandras Roman nacherzählt. Die Bosse der Unterwelt Bom-bays, bis dahin von ausgeprägter Säkularität, begannen sich auf eine der beiden Seiten zu schlagen. Der mächtige Concilieri Dawood Ibrahim schmuggelte, wohl mit Hilfe des dortigen Geheimdienstes ISI, Sprengstoff aus Pakistan ein, und am 12. März 1993 explodierten zehn Bomben an neuralgischen bzw. symbolischen Orten, etwa an der Börse oder in dem Hochhaus von Air India. Der einstige Adjutant von Dawood Ibrahim, Chota Rajan, spaltete sich mit seinen Getreuen ab, und wenn man Chandras Roman Glauben schenken darf, wurde der hinduistische Mafiaboß ein Informant des indischen Sicherheitsdienstes, sein Schwert und Schild in der Unterwelt.

Vikram Chandra ist nicht der erste Künstler, der sich dieses Themas angenommen hat. Ram Gopal Verma hat vor Jahren mit *Company* ein düsteres, ungeschöntes und erotisches Porträt dieser beiden Gangster gedreht, in grobkörnigen, rasant geschnit-

tenen Aufnahmen. *Company* hebt an mit einer Stimme aus dem Off, die als Motto am Anfang der hier besprochenen Bombay-Epen stehen könnte: »Whatever you say, everything one does in life is for profit. This business is done for profit too. Without paying taxes or keeping accounts. Because this business is run on fear. Not paperwork.« (Sie können sagen, was Sie wollen: Alles, was man im Leben tut, tut man wegen des Profits. Auch dieses Unternehmen arbeitet für Profit. Es zahlt keine Steuern und führt nicht Buch. Denn dieses Unternehmen arbeitet mit der Angst.)

Man kann das Sachbuch von Mehta und den Roman von Chandra mit großem Gewinn parallel lesen. Die Textebenen verfließen miteinander. Manchmal formuliert Mehta poetischer und packender, manchmal scheint Chandra das Unergründliche genauer recherchiert zu haben. Die gelegentlich etwas blauäugige Porträtierung hochrangiger Polizisten bei Mehta erhält eine Korrektur ins Düstere bei Chandra. Dessen Darstellung entspricht eher meinen eigenen Erfahrungen und Recherchen, nämlich, um es etwas vereinfacht zu sagen, daß die Polizei die mächtigste Mafiagruppe bildet, die alle anderen Gangs kontrolliert, indem sie diese gegeneinander aufhetzt und ausspielt. Übereinandergelegt verschränken sich die beiden Texte zu einem dichten, viestimmigen und glaubwürdigen Panorama der Machtverhältnisse in der Stadt, denn beide Autoren teilen offenkundig die Überzeugung, daß man das Bombay nach den Bombenanschlägen von 1993 am besten anhand der Grauzone zwischen korrupter Polizei und rivalisierenden Gangs begreifen kann.

*

In Bombay kann man leicht sterben, niemals aber vergessen, daß man am Leben ist. Nachts bevölkert dichter Lärm die eigenen Träume, wachend ist man durchdrungen von einer einzigartigen Energie, die sich aus Millionen von Überlebenskämpfen speist

– Tag für Tag, an jeder Ecke, am Straßenrand –, von einem Puls, der in dem hysterischen Hupen der Fahrer ebenso schlägt wie in den hektischen Bewegungen, mit denen die Paanwallas Betelnüsse würzen und einrollen. Wer Bombay beschreiben will, muß einen literarischen Weg finden, diese dynamische Allgegenwart, diese Synkopen zwischen Hoffen und Verzweifeln, zwischen Fluchen und Frohlocken einzufangen. Wer über Bombay schreiben will, muß die Kunst der giftigen Liebeserklärung beherrschen, und das können richtige Bombaywallas, wortwörtlich »jene, die zu Bombay gehören«, eingefleischte Verächter der eigenen Hingabe – Autoren wie Chandra, Mehta und Tyrewalla. Ihre liebevollen Entlarvungen Bombays legen Zeugnis ab von den starken Banden, die bei aller Verletzung und Enttäuschung zwischen der Metropole und ihren Bürgern bestehen.

Vikram Chandra – und weniger ausgeprägt auch Suketu Mehta – vertraut dem realistischen Breitwandpanorama des 19. Jahrhunderts, nicht nur in der detailgenauen Beschreibung und der unaufgeregt-funktionalen Sprache, sondern auch in der fast soziologisch genauen Schilderung unterschiedlicher Schichten und Sphären, von Obdachlosen bis zu Ministern, von Sadhus (Eremiten) bis zu Nutten. Grundlage eines solchen Realismus ist natürlich eine profunde Recherche, und in dieser Hinsicht haben beide Autoren vorbildlich vorgearbeitet. Mehta scheint ein hervorragender Zuhörer zu sein, dem es gelingt, selbst jene zum Reden zu bringen, die aus professionellen Gründen verschwiegen sind: einen hochrangigen Polizisten, einen Kleinkriminellen, einen Filmregisseur, eine Kurtisane. Eine beeindruckende Zahl von Menschen haben ihn ins Vertrauen gezogen, und diese Zeugnisse garantieren die intime Glaubwürdigkeit seiner dokumentarischen Erzählung. Und da er meist zurückhaltend kommentiert, seine Befindlichkeit nur selten einbringt, verfällt man als Leser wie hunderttausende Männer in Bombay dem Reiz der Dancing Bars, jenen schummrigen Schuppen, in denen sich junge Frauen züchtig bekleidet auf einer kleinen Tanzfläche verrenken,

umgeben von gaffenden Kunden, die ihnen zu Girlanden zusammengebundene Banknoten umhängen oder einen Packen Scheine über ihre Köpfe hinabregnen lassen. Bei Chandra hingegen erfährt man, wie Wahlen gefälscht werden, worauf der Erfolg der Shiv Sena basiert, wie Bestechungsgelder im Polizeiapparat verteilt werden und wie das politische System Indiens funktioniert – besser als in einem politologischen Fachbuch.

Am ehesten läßt sich Chandras Roman mit Vikram Seths ›A Suitable Boy‹ und Rohinton Mistrys ›A Fine Balance‹ vergleichen (ohne, das sei zur Warnung gleich hinzugefügt, ihre Qualität zu erreichen), mit einer kleinen, doch durchaus bedeutenden Ausnahme – dem Einfluß von Bollywood. Wie Rushdie nimmt Chandra gerne Anleihen beim populären Hindi-Film. »Wenn man in Indien am Ende des 20. Jahrhunderts aufgewachsen ist,« erklärte er mir vor Jahren in einem neu eröffneten Restaurant im Vorort Bandra, wo die überzähligen Kellner fledermäusig an den Wänden klebten, um sofort zu uns zu flattern, kaum daß wir das leiseste Zeichen gaben, »konnte man dem Einfluß von Filmen nicht entgehen. Ich liebe das kommerzielle Kino, die Vielfalt an Formen ist fabelhaft. Ich mag auch die Lieder in den Filmen, die als eine Art erhabene lyrische Ebene funktionieren, auf der die Spannung für einige Minuten aussetzt, um danach um so intensiver wahrgenommen zu werden. Diese Technik, die Intensität der Zuschauererfahrungen aufrechtzuerhalten, hat eine lange Tradition, die bis in das klassische Sanskrit-Drama zurückreicht. Soweit wir wissen, hat das klassische Drama Tanz- und Liederszenen als essentiellen Teil der Erzählung benutzt. In unserer Tradition dominiert die Vorstellung, daß man auch durch Vergnügen Erleuchtung erlangen kann. In den großen Epen werden die Geschichten sehr unterhaltsam dargeboten, doch die Essenz der Lektüre soll natürlich Shanti (Friede) sein.«

Um ihn also selbst zu paraphrasieren: In seinem Roman ›Sacred Games‹ baut Chandra mit den Mitteln des Kolportage- und Kriminalromans Spannung auf, doch die Essenz der Lektüre

ist Veda (Wissen). Das Verfahren ist nicht ohne Gefahr – manch ein Nebenstrang gerät so flach wie die Synopse eines Bollywood-Films, etwa die Geschichte der Tochter eines Gangsters, die – obwohl sie einen anderen Mann liebt – in eine arrangierte Ehe einwilligt und sich scheinbar ihrem Schicksal fügt, nur um sich auf der Hochzeitsreise in der Schweiz nachts vor ein Auto zu werfen. Oder die wundersame Verwandlung des Gangsterbosses Ganesh Gaitonde, der seine Libido im Bett seiner Frau erst findet, nachdem er bei den Unruhen zu einem Anführer geworden ist. Tyrewalla bietet uns übrigens eine spiegelverkehrte Verwandlung: der junge Babua wird zu einem Hindu-Fanatiker, weil er ein Dorfmädchen nicht befriedigen kann.

Chandra und Mehta haben gemeinsam an dem Drehbuch zu einem (leider nicht überzeugenden) Film namens ›Mission Kashmir‹ mitgeschrieben, in dem es – was mittlerweile keinen Leser verwundern dürfte – um Gewalt gegen Unschuldige, um Sühne und Rache geht, vor dem Hintergrund des Konfliktes in Kaschmir zwischen Indien und Pakistan, zwischen Hindus und Moslems. Mehta widmet mehr als 100 Seiten dem Filmgeschäft in Bollywood, der Beziehung zwischen Stars und Gangstern, die sich gegenseitig romantisieren, den Projektionen von Chauvinismus und Versöhnung, aber er scheut auch nicht vor Klatsch zurück und gefällt sich selber als Mitglied einer auserwählten Kaste von Techno-Hypnotiseuren, die Millionen erreichen und beeinflussen.

Altaf Tyrewalla, der keineswegs vernachlässigt werden soll, auch wenn sich sein Buch neben den beiden anderen Klötzen dünn wie ein Furnier ausmacht, schlägt den entgegengesetzten Weg ein. ›No God in Sight‹ ist ein Kunstwerk der Verknappung, voller gebrochener Stimmen, die von der Bühne gescheucht werden, kaum haben sie ihren Groll kundgetan – ein Reigen von miteinander bekannten oder gar vertrauten Figuren, die so flüchtig auftauchen wie Passanten. Altaf Tyrewalla orientiert sich formal eher an Robert Crumb als an Charles Dickens. Seine

Metaphern sind manchmal verbale Übersetzungen aus der Welt der Comics. Es ist mutig, die überdimensionierte Metropole zweidimensional abzubilden, in Unterkapiteln mit der Länge von Video-Clips. Aber es gelingt, weil Tyrewalla den unübersehbaren Stadtraum auf Nischen und Kammern reduziert, in deren klaustrrophobischer Enge sich die Menschen eingerichtet haben, ohne sich aufrichten zu können. Männer wie Kaka, die im Dachgeschoß oberhalb eines Schuhladens arbeiten, hockend wie Frösche, und jene Schuhkartons, die von den Verkäufern eingefordert werden, durch eine Luke hinunterreichen. Ich habe öfters in solchen Läden eingekauft und mich nie gefragt, wer dort oben die passenden Schuhe findet und wie es dort oben aussieht, und nachdem ich nun Altaf Tyrewallas brillante Beschreibung gelesen habe, schlüpfte ich in meine Schuhe mit einem Gefühl der Scham. Wie kein anderer Autor läßt Tyrewalla den Leser den Platzmangel in Bombay spüren. Grandios auch seine Vision, auf dem Dach eines Wolkenkratzers einen moslemischen Slum entstehen zu lassen, der Anfang einer grotesken Abfolge von Verwicklungen. Sie spielen sich im 14., 15. und 16. Stockwerk ab, zwischen den Wohnungen mit den Nummern 01, 02, 03 und 04, nicht zu vergessen die 20 Sekunden, die der Gangster aus Wohnung 1403 abzählt, bevor er die Tür aufreißen will, um die Frau, die auf der Suche nach Arbeit angeklopft hat, zu erschießen, weil er einen Anschlag auf sein Leben befürchtet. Doch er bleibt immer wieder bei der Zahl 7 hängen, so daß die Frau aus dem Slum auf dem Dach des Wolkenkratzers gerettet wird und die Verkäuferin von Damenwäsche gleichzeitig ihre Glückszahl 7 bestätigt sieht, denn in der Wohnung 1401 lebt eine Mutter mit sechs Töchtern. Solche OuLiPoischen Gleichungen stilisieren die Realität hoch, bis sie einem Sudoku-Rätsel ähnelt, aber trotz aller Konstruktion und Inszenierung hechelt und hustet Bombay in diesem Buch aus belegter Lunge.

*

Bombay, einst auf faulem Fisch erbaut, hat im Laufe seiner Geschichte unzählige Glücksucher, Gierhälse und Größenwahnsinnige angelockt, und zu ihnen gehören auch die Chronisten der Stadt, denen dieser Moloch alles abverlangt. Nur zu verzeihlich, daß sie beim Stemmen eines solchen Übergewichts gelegentlich in die Knie gehen. Wie schon in seinem Roman ›Tanz der Götter‹ und der Kurzgeschichtensammlung ›Die fünf Seiten des Lebens‹ legt Chandra seine Geschichten wie russische Matroschkas an. Er greift die verschachtelten narrativen Formen aus klassischen Epen wie dem ›Mahabharata‹ und dem ›Ramayana‹ auf. Doch das Spiel wird manchmal zum Selbstzweck, die überraschend aufgerissenen Fenster öffnen sich nicht auf eine weitere belebte Straße Bombays, sondern auf grob getünchte Wände. Suketu Mehtas größte Schwäche erwächst direkt aus seiner Hauptstärke. Angesichts seiner Nähe zu den Figuren verliert er den kritischen, analytischen Blick. Sein Porträt des einzigen nicht korrupten Polizisten krankt daran, daß dieser Mann, wie mir ein Freund mit Kontakten zur Polizei bestätigt hat, durchaus käuflich ist, allerdings nur gegen sehr viel Geld. Und seine Beschreibung der Dance Bars beschönigt das Phänomen versteckter Prostitution, was unter anderem daran liegt, daß sich Mehta viele Abende lang in einem ultraschicken Boutique-Establishment, dem ›Topaz‹ an der Grant Riad, aufgehalten hat und nicht in den schmierigen und vulgären Lustkaschemmen in den Vororten. Trotzdem: auch wenn ›Maximum City‹ nicht das ultimative Buch über Bombay geworden ist, es ist eines der besten, die wir haben.

Altaf Tyrewalla dagegen recherchiert offensichtlich ungerne. Obwohl seine Erzählung nur ein Zehntel des Romans von Chandra umfaßt, läßt er zehnmals so viele inhaltliche Fehler wie dieser zu. Seine Schilderung eines Dorfes nahe Bombay ist eine schiefe Karikatur, ebenso seine Erklärungen zur Hadsch. So schreibt er etwa, daß in dem nicht benannten Jahr, in dem die Großmutter umkommt, 300 indische Pilger in Mekka ge-

wesen seien – die tatsächliche Zahl dürfte eher bei 70 000 gelegen haben. Es ist auch keineswegs richtig, daß sich alle zwei Millionen Pilger auf die Säule stürzen, um als erste den Teufel zu steinigen.

Bei Chandra wadet man durch das überschwemmte Bombay von Nariman Point an der Südspitze bis Versova im Norden; Mehta lädt zu einer langen Sitzung der Anonymen Bombay-Süchtigen ein; und bei Tyrewalla berauscht man sich an dem literarischen Äquivalent von zwei Stunden MTV-India. So sehr sich ihr Zugang und ihre Stimme unterscheiden, sie berichten alle überwiegend zuverlässig und lesenswert von der aufregendsten Stadt der Welt.

Die Heuchelei des Westens Indiens Reaktion auf »War on Terror«

Bombay. Anfang 2003

Die Drohung von George Bush nach den Anschlägen des 11. September, »Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns«, war nur die erste von vielen Vereinfachungen, mit denen westliche Politiker und Publizisten seitdem operieren. In den Ländern der sogenannten Dritten Welt erinnern Gegensatzpaare wie »Zivilisation/Barbarei« jedoch auf unangenehme Weise an die Kolonialzeit, die in diesem Teil der Welt von vielen als nicht verheilte Wunde empfunden wird. So auch in Indien, das mit einigem Stolz auf eine reiche, mehr als 4000jährige Zivilisationsgeschichte zurückblickt. Die Diskrepanz zwischen diesem kulturellen Reichtum und der wirtschaftlichen bzw. militärischen Machtlosigkeit führt zu ausgesprochener Sensibilität und kritischer Distanz. Ob Priester, Dichter, Manager oder Musiker, ob kommunistisch oder konservativ eingestellt, die Reaktion der gebildeten Inder fällt in dieser Hinsicht auffällig einheitlich aus. Die »Arroganz des Westens« ist in den vergangenen Monaten zu einem geflügelten Wort geworden.

Davon unberührt bleibt das Mitgefühl für die New Yorker, das aufgrund eigener Erfahrungen von einem besonderen Verständnis für die Situation der Opfer getragen wird. Am 12. Mai 1993 explodierten in Bombay an einem Tag ein Dutzend Bomben, die Hunderten von Menschen das Leben kosteten. Und in der seit 15 Jahren von Gewalt traumatisierten Provinz Kaschmir haben Selbstmordkommandos allein seit dem 11. September mehrfach zugeschlagen und vor allem in der Landeshauptstadt Srinagar Passanten, Polizisten und spielende Kinder zerfetzt. Im

Dezember 2001 kam es sogar zu einem terroristischen Überfall auf das indische Parlament in Neu-Delhi. Die Täter waren jeweils kriminelle Organisationen, die den Islam für ihre Propaganda instrumentalisieren – Vorläufer oder Nachahmer von Osama bin Laden. Den Indern sind Terroranschläge also keineswegs fremd, und die große, aber in sich sehr heterogene Hindu-Mehrheit (ca. 800 Millionen) hegt gewiß keine starken Sympathien für den Islam, noch weniger für seine fundamentalistische Ausprägung, obwohl man keineswegs die vielen – regional unterschiedlich ausgeprägten – Berührungspunkte und Vermischungen zwischen den beiden Religionen übersehen sollte. Um so erstaunlicher also die vielfältige, differenzierte Diskussion der Gründe, Hintergründe und Folgen des Attentats in Manhattan. Die Stellungnahmen reichen von einem religiös-philosophisch begründeten Pazifismus, der in der indischen Geistesgeschichte eine ruhmreiche Tradition aufweist, über eine unabhängig-kritische Analyse der US-amerikanischen Außenpolitik bis hin zu dem Lamento, daß Indien die Folgen dieses Konflikts negativ zu spüren bekommen wird.

Vermutlich hat in keinem anderen Land der Welt die führende Presse seit dem 11. September so oft eine ideelle Position bezogen wie in Indien. Die Ethik von Ahimsa (Gewaltlosigkeit) durchzieht das indische Denken, von den Schriften der Jains und Buddhisten bis hin zu Mahatma Gandhi. Allerdings wird Gewaltlosigkeit viel weiter gefaßt, als man im Westen gemeinhin denkt. Schon das Unterteilen der Menschen in »Wir« und die »Anderen« gilt als Gewalt. In sorgenvollen Zeiten wie diesen berät man sich traditionell mit den heiligen Büchern. So ruft Chaturvedi Badrinath in der *Times of India* eine Erzählung aus dem Epos *Mahabharata* ins Gedächtnis, die den Kreislauf von Gewalt, Rache, Verbrechen, Rache und neuerlicher Gewalt abbildet und den Leser beschwört, nie zu den ultimativen Werkzeugen der Gewalt zu greifen. Denn »Haß und Rache sind die Waffen, die die Welt zerstören«. Nicht nur streng religiöse Inder

denken in diesen Tagen oft an den Spruch »ahimsa paramo dharma« – Gewaltlosigkeit ist höchste Pflicht –, der sich wie ein Leitfaden durch viele klassische Texte zieht. Selbst ein Klatschblättchen wie die *Bombay Times* widmete am 18. Oktober dem Dalai Lama eine Titelgeschichte unter der Überschrift »Mitgefühl ist die einzige Lösung«. Der Dalai Lama gemahnt, daß der Pazifismus eine Grundeinstellung ist, die stets Gültigkeit habe, unabhängig von der realpolitischen Lage. »Wir müssen die Einheit der Menschheit erkennen. Wir betonen zu sehr zweitrangige Themen wie Hautfarbe, Nationalität, Glaube. Wir vergessen, daß wir alle in einem Boot sitzen, daß wir Harmonie vermitteln müssen.«

Übrigens änderte sich die grundsätzliche Haltung der seriösen indischen Presse gegenüber dem Krieg nicht, als Ende des letzten Jahres die Spannungen mit Pakistan wuchsen. »Vertreibt die Wolken des Krieges« – diese Überschrift aus *The Hindu* ist typisch für die Haltung der meisten Journalisten, die Mäßigung forderten und auf die enormen Nachteile und Kosten selbst eines Sieges in diesem Konflikt hinwiesen. Darunter figurierte die Warnung, ein Krieg würde den Einfluß der USA in Südasien fest zementieren. Die Publikationen (meist in Hindi, Marathi und Gujarati), die dem Hindunationalismus nahestehen, überschrien sich gegenseitig mit Forderungen nach Rache und Vergeltung, aber als Sprachrohre bestimmter Politinteressen nehmen sie an einem selbstkritischen, nachdenklichen öffentlichen Diskurs eh nicht teil.

Dem gegenüber steht die vermeintlich grundsätzliche Gewaltbereitschaft der USA. Siddharth Varadarajan schreibt, ebenfalls in der konservativen *Times of India*: »Wenn die Anwendung von Gewalt fast zu einem Kult erhoben worden ist, wie durch die USA in den Jahren seit dem Ende des Kalten Krieges, dann ist es unausweichlich, daß Amerikas Feinde und Opfer auf der ganzen Welt ebenso monströse Methoden übernehmen werden.« In der gleichen Zeitung zieht Kaveree Bamzai zwei Monate später ein

vernichtendes Resümee: »Amerika hat einen gesunden Appetit für Blut und Innereien ... Ja, Amerika liebt den Krieg. Aber nur, wenn er weit weg stattfindet, in Europa etwa oder in Asien, und bevorzugt, wenn er keine amerikanischen Opfer bewirkt.« Die Autorin weist auch auf zwei grausame und chauvinistische Kriegsfilme hin, die nach der vorgeschriebenen Pietät der jungfräulichen Trauer die Kinos erobert haben – *Black Hawk Down* und *Behind Enemy Lines*. Beide erinnern sie auf fatale Weise an einen Zettel, der in der Schule von Uruzgan, wo die US-Armee versehentlich eine Reihe von Karzai-Kämpfern umgebracht hat, von einem US-Soldaten zurückgelassen wurde: »Have a nice day – from Damage Inc.« Die Grauzonen des virtuellen Krieges zwischen Hollywood und Uruzgan!

Der hervorragend informierte Sitaram Yechury (einer der Vordenker der kommunistischen Partei Indiens) sieht im *The Hindu* in dem Krieg gegen Afghanistan einen weiteren Ausdruck US-amerikanischer Hegemonialpolitik: »Um die Interessen der Erdölkonzerne zu stärken und tatsächliche Kontrolle über die Erdölressourcen der Region zu erhalten, benötigt die USA eine gefügige Regierung in einem vereinten Afghanistan.« In der *Hindustan Times* fordert Praful Bidwai die Einhaltung des Internationalen Rechts ein, während Sobha John das »große blühende Geschäft mit dem Krieg« unter die Lupe nimmt und aufzeigt, wie gut die USA, Frankreich und Großbritannien am Golfkrieg verdient haben. Die Zeitschrift *Outlook* – eine schmalere und seriösere Version des *Spiegel* – gab seinen Lesern einen Grundkurs in alternativen Medien, samt einer Liste von einschlägigen Websites – ironischerweise überwiegend in den USA sitzend, so etwa www.zmag.org oder www.alternet.org. Das *Times News Network* hielt es sogar für notwendig, den US-amerikanischen Medien eine Lektion in Pressefreiheit zu erteilen. Angesichts der allgemeinen Selbstzensur jenseits des Ozeans sei es ein Segen, daß die indischen Gesetze keine ausländische Beteiligung an einheimischen Printmedien erlauben, schloß der Arti-

kel. So bliebe die Meinungsvielfalt der indischen Presse gewährleistet.

Arundhati Roys Attacke (*FAZ*, 28. September 2001) auf die von den USA betriebene politische und wirtschaftliche Weltordnung, die von Jens Jessen in *Die Zeit* als »wildester Angriff« kritisiert wurde (»der Irrsinn lugt der Konstruktion aus allen Ritzen«), fand in Indien regen Zuspruch, wie die Vielzahl der zustimmenden Leserbriefe nach dem Erstabdruck sowie eine Reihe von persönlichen Gesprächen und Interviews gezeigt haben. Die teilweise deftige Kritik, die sich in dieser kleinen Auswahl indischer Stimmen äußert, kann keineswegs einem manischen Haß auf die westliche Kultur zugeschrieben werden, wie es unter anderem Samuel Huntington und seine vielen Adepten zu tun pflegen. Im Gegenteil: Die meisten gebildeten Inder sind der US-amerikanischen Kultur gegenüber durchaus aufgeschlossen, viele haben sogar in den USA studiert. Die Vermutung, hinter dem Antiamerikanismus stehe ein ignoranter, blinder Fanatismus, greift gerade im Falle Indiens überhaupt nicht. Oft wird aus einer profunden Kenntnis der zeitgenössischen amerikanischen Realität und (Pop-)Kultur heraus argumentiert. Man merkt den Autoren und Autorinnen an, daß sie die lautstark proklamierten westlichen Werte ernst nehmen, weil sie in ihnen eine Stärke sehen. Das Argument, solche Kritiker seien »gegen unsere Werte«, erweist sich in diesen Fällen als eine Verdrehung der Realität. In Wirklichkeit mahnen die Kritiker die Differenz zwischen der Rhetorik und dem Handeln an.

Die nachdenklichen Inder scheinen eine Spürnase für Heuchelei entwickelt zu haben. So wurde im *The Hindu* ironischerweise gerade der von Jens Jessen als liberaler Ahnherr ins Feld geführte John Stuart Mill als einer jener westlichen Denker vorgeführt, die mit zweierlei Maß maßen: zu Hause hielt er (als hochrangiger Funktionär der East India Company) Bürgerrechte hoch, die er den indischen Untertanen des britischen Imperiums nicht zubilligte. Die Fortsetzung solcher Heuchelei mit neuen Schlag-

wörtern ist in den letzten Monaten rigoros angeprangert worden. Siddharth Varadarjan etwa spricht von dem »kranken moralischen Kompaß« der USA, die sich nichts daraus gemacht haben, »500 000 Iraker zu einem frühen Tod zu verurteilen, die meisten davon Kinder«. Mal um Mal wird daran erinnert, daß die USA die Taliban erst erschaffen haben. Fast täglich erscheinen in der Presse Rückblicke auf die 80er und 90er Jahre. Längst vergessene Details gelangen ins Licht der klügeren Nachbetrachtung. Etwa, daß die CIA die Taliban sogar noch während des Bürgerkriegs gegen die Mujaheddin (aus denen die heutige Nordallianz erwachsen ist) unterstützt hat. Oder daß die CIA und der pakistanische Geheimdienst ISI jahrzehntelang enge Komplizen waren, so auch zu der Zeit, als die pakistanische Armee im heutigen Bangladesch einen der schrecklichsten Genozide des 20. Jahrhunderts anrichtete (schätzungsweise zwischen einer und drei Millionen Tote). Nicht in Vergessenheit geraten soll auch, daß pakistanische Putschisten wie Zia-ul-Haq durch die Unterstützung des CIA und des State Department in ihrer Machtposition gefestigt wurden. Mit diesem Vorwurf verknüpft sich gelegentlich ein Schuß Selbstkritik, denn die indischen Eliten vermengen oft soziale Fragen und religiöse Demagogie zu einem explosiven Gemisch. Die von der Regierung stillschweigend geduldete Bajrang Dal (eine Mischung aus SA und Pfadfindertruppe) sät Angst und Schrecken, indem sie mal Kirchen, mal Missionare verbrennt. Und nach dem Massaker am 27. Februar 2003 an 58 *kar sevaks* (tatkräftige »Gottesdiener«), die von Ayodhya zurückreisten, beteiligten sich den Hindunationalisten nahestehende Kräfte an dem vier Tage lang anhaltenden Terror, bei dem mehrere tausend Menschen auf grausame Weise ermordet wurden.

Das in der US-amerikanischen Presse oft geäußerte Argument, die Anschläge des 11. September hätten nichts mit der eigenen Außenpolitik, mit den Ungerechtigkeiten bzw. Fehlern der Vergangenheit zu tun, findet in Indien kaum Gehör. Im Gegenteil:

Die indische Presse gibt sich viel Mühe, die jüngsten Ereignisse in einen historischen und sozialen Kontext zu stellen. Die Lehren von Vietnam werden herangezogen, ebenso andere »Vorbilder« wie etwa Chile, Ost-Timor oder Nicaragua. Sie bemüht sich aufzuzeigen, warum viele Menschen in der südlichen Hemisphäre auf den Massenmord von New York mit Schadenfreude, Genugtuung oder gar Begeisterung reagiert haben. Unschwerflich schwingt die Überzeugung mit, daß es gute Gründe gibt, wieso es die USA getroffen hat.

Die größte Heuchelei wird – quer durch alle politischen Kreise – in dem neuerlichen Hofieren Pakistans gesehen. Da Pakistan als der Anstifter, Finanzier und Förderer des Terrors in der gesamten Region betrachtet wird, habe sich der »Kampf gegen den Terror« in dem Augenblick diskreditiert, in dem er Pakistan als einen der wichtigsten Verbündeten auserkor. Die Maßnahmen von Präsident Musharraf werden – etwas reflexartig – als »kosmetische Chirurgie« abgetan, gleichzeitig aber gewürdigt, daß er sich gegenüber den USA besser verkaufe und international ein besseres Image habe als der ungeschickte, auf Englisch wenig eloquente und noch weniger fotogene Premierminister Vajpayee. Das Mißtrauen gegenüber pakistanischen Militärs wird von der Geschichte genährt. Gerade der Liebling des Pentagons, der Diktator Zia-ul-Haq, habe die islamistische, fundamentalistische Infrastruktur maßgeblich gefördert. Als am 2. Oktober 2001 – am nationalen Feiertag zu Ehren von Mahatma Gandhi – bekannt wurde, daß eine Bombe vor dem Landtag in Srinagar explodiert sei und insgesamt vierzig Menschen das Leben gekostet habe, forderte der Premierminister Kaschmirs unter Tränen einen Krieg gegen Pakistan. Denn die Organisation, die sich zu dem Attentat bekannte, wird erwiesenermaßen vom pakistanischen Geheimdienst unterstützt. Die bis dahin an den Tag gelegte Zurückhaltung wich dem wütenden Unverständnis, daß die westlichen Mächte dem Terrorismus in Kaschmir weiterhin kaum Beachtung schenken. »Die USA verdienen Sym-

pathie für die Tragödie des 11. September, und sie hat Sympathie und Mitgefühl in Fülle erhalten. Doch hat Indien nicht eine ähnliche Sympathie für Kaschmir verdient, wo mehr Menschen Opfer des internationalen Terrorismus geworden sind als in den USA? Wir haben aber weder von den USA noch von ihren Alliierten jemals Sympathie erfahren.« (Pushpa Bhargava in *The Hindu*) Die ursprünglichen Hoffnungen, daß durch die Terroristenjagd die ganze Welt auf das Kaschmir-Problem aufmerksam würde, haben sich in der Zwischenzeit verflüchtigt. Erst am 24. Dezember 2001, infolge des Anschlags auf das indische Parlament vom 13. Dezember, haben die USA die indische Forderung erfüllt und die Jaish-e-Mohammed (»Die Armee Mohammeds«) sowie die Lashkar-e-Taiba als Terrorgruppen gebrandmarkt und deren Konten eingefroren. Das wurde positiv vermerkt, doch der nächste rhetorische Konflikt war schon vorprogrammiert, denn die strenge Ermahnung von Außenminister Powell, Indien möge bei seiner Reaktion Zurückhaltung an den Tag legen, wurde natürlich umgehend als »doppelter Moralcode« verurteilt. Professor Ganguly von der University of Texas kam mit seiner Ansicht ausführlich zu Wort, »die völlige Fokussierung Washingtons auf Afghanistan sei Ausdruck einer Strategie, die rein nationale Interessen verfolge und nicht einem globalen und universellen Kampf gegen Terror diene« (*Times of India*, 24. 12. 2001). Im *Outlook* vom 25. Februar 2002 verglich die Kolumnistin Madhu Trehan die Einstellung der USA gegenüber der palästinensischen Führung mit der gegenüber Musharraf. Punkt für Punkt wird gezeigt, wie gleiche Ereignisse unterschiedlich gewertet werden. Nach Terroranschlägen gegen Busse in Haifa bzw. in Srinagar mahnte Powell an die Adresse Arafats: »Worte sind nicht genug«, während Musharraf für reine Absichtserklärungen gelobt wurde. Einerseits sagte Powell über Palästina: »Die Gewalt muß ein Ende finden. Sonst gibt es keine Basis für Fortschritt.« Andererseits reagierte er auf die gleiche Forderung der indischen Regierung gegenüber Pakistan

mit kaum verhülltem Unverständnis. Quod licet Musharraf non licet Arafat.

Wenig Vertrauen haben indische Kommentatoren in die Fähigkeit der Koalition gegen den Terror, eine langfristig stabile politische Alternative zu den Taliban aufzubauen. Indien unterstützt die Nordallianz seit längerem diplomatisch und auch finanziell, ist somit durchaus zufrieden mit deren neuerlicher Regierungsbeteiligung. Das könnte der indischen Außenpolitik eine rare Chance eröffnen, Einfluß in der Region westlich von Pakistan auszuüben – die Minister der Regierung Karzai geben sich neuerdings in Neu-Delhi die Klinke in die Hand. Nur wenige Artikel haben an die Verbrechen der Nordallianz erinnert, die sich während ihrer Herrschaft vor allem durch Vergewaltigung, Raub, ethnische Säuberung und Ausbeutung ausgezeichnet hat. Doch andererseits werden immer wieder Ängste laut, der Krieg gegen die Taliban könnte die gesamte Region destabilisieren. Innere Konflikte in Pakistan – an potentiellen Fronten herrscht kein Mangel – könnten rasch auf Indien übergreifen. Insgesamt herrscht vorsichtiger Pessimismus und zunehmende Trauer um die vielen unschuldigen Opfer in Afghanistan. Die Welt sei »komplexer und ambivalenter, als Amerika glaubt«, schreibt der Schriftsteller Pankaj Mishra in einem Essay für *Outlook*. »Die Animosität und das Mißtrauen, das die Differenzen auf der Welt ausbrüten, wird weiter eitern, auch wenn die Führer der USA die guten Menschen aller Welt zu einer Show der Einheit zwingen, gegen das dunkle Böse, das in den Schluchten von Afghanistan lauert.«

Mit einer sarkastischen Miniatur brilliert der Chefredakteur Vinod Mehta, einer der renommiertesten Journalisten Indiens, im *Outlook* vom 11. März 2002. Er schildert seine eigene Erfahrung bei einem der berühmten *round table dinners*, die in der Residenz des amerikanischen Botschafters Robert D. Blackwill in Neu-Delhi stattfinden. Zu einem Sechs-Gänge-Menü diskutieren helle Köpfe frei und offen über die Themen der Zeit. »Die

einzigste Regel an diesem Tisch ist, daß es keine Regeln gibt«, so heißt Seine Exzellenz, der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, seine angesehenen Gäste willkommen. So lautet die Rhetorik der Gastfreundschaft. In Wirklichkeit spielt sich eine Schmierkomödie ab, die lachhaft wäre, wenn sie nicht die tatsächlichen weltpolitischen Machtverhältnisse so beklemmend genau widerspiegeln würde. »Solange man kurze Fragen an den Botschafter richtet oder einfach mit dem Kopf nickt bei jeder seiner Behauptungen, geht alles gut. Erfreut man sich aber, mit ihm zu diskutieren oder ihn sogar bei Sachverhalten, mit denen er verständlicherweise nicht so gut vertraut sein kann – etwa der indischen Innenpolitik –, zu korrigieren, verteidigt er nicht nur seine Position vehement, sondern er verspottet, mißachtet und maßregelt den Herausforderer, bis dieser sich keine drei Fuß groß fühlt.« Eine Wissenschaftlerin etwa, die darauf hingewiesen habe, es lebten heute drei Millionen Muslime in den USA, wurde angeblafft, sie habe eine Null hinzugedichtet (die Zahl stammte aus dem unverdächtigen *The Economist*). Die Dame war den Tränen nahe und äußerte den restlichen Abend kein Wort mehr. Ein ehemaliger Botschafter Indiens in Washington mußte wie ein Schuljunge die Hand heben, um sich zu Wort zu melden, und ein berühmter Professor, der in seinen Ausführungen mehrfach abgewürgt wurde, schüttelte ungläubig den Kopf und schwieg von da an. »Da wurde mir klar, daß die Absicht hinter dem Runden Tisch nicht Dialog sondern Monolog war. Unter dem Vorwand der Diskussion wurden Intellektuelle zu einem Vortrag über die Haltung der Regierung Bush in Sachen Enron und anderen aktuellen Themen gelockt. Wann immer ich dazwischenfunken wollte, schrie der Botschafter: Ich bestehe darauf! Ich bestehe darauf!« Kein Wunder, daß der Nachtschweigend eingenommen wurde, nachdem der Botschafter alles Notwendige über das Böse in Iran, Irak und Nordkorea sowie über die europäischen Übertreibungen hinsichtlich der Reformkräfte in Iran vorgetragen hatte. »In Zukunft«,

schließt Vinod Mehta seinen Artikel, »werde ich weitere Vorladungen zu diesem geheiligten Runden Tisch nicht annehmen, es sei denn Ehrengast ist Julia Roberts.« Womit ein weiteres Mal bewiesen wäre, daß die Inder die wahren Segen der USA durchaus zu schätzen wissen.